

Maik Knothe

Die verlorene Legion

Roman

Maik Knothe

Die verlorene Legion

Roman

Heimdall Verlag
Digital Edition

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Heimdall Verlag

Digital Edition

Hergestellt in Deutschland • 2. Auflage 2015

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,

www.heimdall-verlag.de

© Alle Rechte beim Autor: Maik Knothe

Satz: Heimdall DTP-Service, www.lettero.de

Coverbild: © Maik Knothe

ISBN: 978-3-939935-93-3

Kapitel 1

... irgendwo in Sibirien

Sascha lag auf einer dreckigen Pferdedecke in einem eiskalten Raum. Es war stockdunkel und stank nach Kot, Erbrochenem und Schweiß, wenn er die Hand ausstreckte und die Wand berührte, war da nur Eis, so kalt, dass die Haut der Fingerspitzen daran hängen blieb. Sein Mantel, einmal modisch beige, jetzt grau und schmutzig, reichte nicht aus, um ihn warm zu halten, er fror entsetzlich.

Was war passiert? Das war alles nur ein Traum, gleich würde er aufwachen, in seinem warmen Bett, Irina würde mit einem heißen Tee aus dem Samowar kommen.

Ja, wenn er die Augen aufmachte, würde die Welt wieder so wie immer sein, Sascha Iwanowitsch Ruskow, der berühmte Architekt und Frauenschwarm lag in seinem warmen, weichen Bett.

Ganz, ganz langsam öffnete er die Augen.

Nichts als Dunkelheit, Gestank und Kälte umgab ihn. Aus seinem Mund entwichen Dampfwolken, die er nicht sehen konnte, mit einem wimmernden Schrei setzte er sich mit dem Rücken an die Wand.

Sein Körper schüttelte sich wie in Krämpfen, Tränen liefen über die schmutzigen Wangen.

Warum, warum nur, wieso?

... irgendwo im Partherreich

Marc Sieverus war müde. Er ritt an der Spitze seiner Männer, in einer Wolke voller Staub. Was für ein schreckliches Land?

Gestern hatten sie den Euphrat bei Zeugma überquert, da war die Vegetation grün und fruchtbar gewesen und jetzt? Staubtrockene rote Felsen und immer wieder Sand.

Er hatte sich ein feuchtes Tuch um Nase und Mund gebunden, aber das half nicht viel. Seine Augen waren rot und entzündet, der Gaumen trocken, Sand knirschte zwischen den Zähnen.

Warum befanden sie sich eigentlich in diesem Land?

Ach ja, der große Marcus Licinius Crassus war der Meinung, dass ihm ein Triumphzug in Rom zustehen würde.

Da er vor siebzehn Jahren für seinen Sieg gegen Spartacus nicht belohnt worden war, sind wir es nun, die ihm die Krone aus Gras bringen sollen. Sieben Legionen, fast zweiundvierzigtausend Mann auf dem Weg, das Partherreich zu erobern.

... mitten in Berlin

Katharina saß an ihrem Schreibtisch, eine kleine Lampe gab gerade so viel Licht, um ihr das Lesen zu ermöglichen. Sie hatte die Arbeiten ihrer Studenten zum Thema »Das Leben im Mittelalter« vor sich. Würde noch Wochen brauchen, bis sie alle Arbeiten bewerten konnte, aber sie hatte sich vorgenommen, jeden Tag mindestens eine zu schaffen.

Heute war Katharina aber nicht richtig bei der Sache, abgelenkt durch den Anruf ihres Bruders, der sich jetzt nach so vielen Jahren das erste Mal wieder meldete.

Wann hatte sie Oleg das letzte Mal gesehen? Elf oder zwölf Jahre ist es nun her!

Wenn sie jetzt genau überlegte und auf den Kalender schaute, elf Jahre, sieben Monate und ein paar Tage.

Katharina und ihre Großmutter warten auf dem kleinen

Bahnsteig in Norogov, einer kleinen Stadt in Weißrussland, auf den Zug in ein neues Leben.

In freudiger Erwartung auf das Land der Vorfahren ihrer Großeltern und tieftraurig über den Abschied von ihrem geliebten großen Bruder.

Ihre Gefühle damals fuhren Achterbahn, da die mögliche, hell strahlende Zukunft und dort ein mürrisch schauender Bruder, der nicht verstand, warum jemand zu den Deutschen, also denen, die er jahrelang als seine Feinde angesehen hatte und noch ansah, umsiedeln wollte.

Ja, ein letzter trauriger Blick, ein leichtes Kopfschütteln und dann ging er mit hängenden Schultern, nur die Rauchfahne seiner Zigarette hinterlassend.

Das war das Bild, was sie all die Jahre vor Augen hatte und nun nach dieser langen Zeit das erste Lebenszeichen.

Morgen würde er hier in Berlin eintreffen, was hatte das zu bedeuten?

... 1. Mai 53 v. Chr.

Die Abendsonne spendete noch ein diffuses Licht am Horizont, wo sie langsam hinter den Bergen verschwand. Trotz der einsetzenden Dunkelheit war noch keine Ruhe ins Lager eingekehrt, die Geräusche von Tausenden arbeitenden Legionären erfüllten die weite Ebene. Überall schanzten die Männer, bauten Zelte auf und zündeten Feuer für die Nacht an.

Marc sah sich um, der Staub des Tages legte sich langsam und der Anblick der sich ihm von dieser kleinen Anhöhe bot, war überwältigend.

Was für eine riesige Armee, man konnte im Norden und Westen nicht einmal das Ende des Lagers sehen.

Langsam in Gedanken versunken, wanderte er auf einen Hügel außerhalb des Lagers.

Oben angekommen, spendete nur noch der Mond ein diffuses Licht und Tausende Sterne erleuchteten die dunkle Nacht. Marc setzte sich auf einen Stein und sein Blick schweifte über den Himmel.

Was machte wohl seine Frau Lusia gerade, ob sie an ihn dachte – und seine beiden Söhne Claudius und Marcus, schliefen die schon?

Ach, Rom schien unerreichbar fern.

Über ein Jahr hatte er seine Familie nicht mehr gesehen und hier, in diesem von den Göttern verlassenen Land, war auch der private Kurierdienst eingestellt worden.

Erst wieder auf römischem Boden würde es Nachrichten von Lusia geben. Die Götter mögen sie beschützen.

Er schreckte aus seinen Gedanken hoch, war da nicht eben ein Geräusch gewesen? Sein in all den Jahren als Legionär erworbener Instinkt ließ ihn sofort hinter den Steinen in Deckung gehen, angespannt lauschte er in die Nacht. Man konnte die dumpfen Geräusche, die das Lager von sich gab, deutlich hören, aber das war nicht das, was ihn aufschrecken ließ. Hatten ihm seine Nerven einen Streich gespielt? Da, gerade als er sich erheben wollte, konnte er es wieder hören. Metall, wie es an einem Stein entlang schabte. Patrouillen sollten um diese Zeit so weit ab vom Lager nicht unterwegs sein. Ihn fröstelte, obwohl es immer noch schwülwarm war.

Etwas befand sich da, das nicht da sein sollte.

Langsam und vorsichtig veränderte er seine Position, um in Richtung des Geräusches zu blicken. Dunkelheit, nichts als Dunkelheit und doch sagten ihm seine antrainierten Reflexe, dass dort etwas herankam.

Die Zeit verlief wie in Zeitlupe und seine Blicke durchdrangen die Nacht immer intensiver und dann nach einer gefühlten Ewigkeit, ein leichtes Aufblitzen von Metall, welches das Licht des gerade hinter den Bergen aufgehenden Mondes widerspiegelte. Jemand war dort draußen und das konnte kein Legionär sein. Mühsam seine Position haltend, spähte er weiter, da der Mond langsam immer höher stieg, konnte er mehr und mehr sehen. Zwei oder drei Krieger mit Helm und Speer bewegten sich langsam in seine Richtung. Er hielt den Atem an, denn so gut er auch verborgen war, eine Flucht schien unmöglich, da es nirgendwo Deckung gab. Jetzt wären seine Rüstung, sein Schwert und sein Schild ein guter Schutz, nur leider lagen sie ordentlich geputzt und geölt in seinem Zelt. Bei Jupiter, außer einem Dolch trug er keine Waffen bei sich.

Seine Hand fuhr zum Dolch an seinem Gürtel und zog ihn heraus. Wenn er schon sterben würde, dann sollte einer dieser Krieger ihn in den Olymp begleiten.

Marc wartete darauf, dass der Erste vor ihm stehen würde, doch am anderen Ende des Steines blieben die Männer stehen. Er konnte das Klappern von Metall deutlich hören und dann nur das leise Trampeln von Stiefeln. Aus seiner Deckung heraus sah er zwei Gestalten, die in Richtung Lager schlichen. Als sie außer Sichtweite waren, spähte er über den Rand des Steines. Vielleicht zwei Meter von ihm entfernt lehnten drei Speere. Wo befand sich der dritte Mann? Plötzlich hörte er ein Geräusch, wie das Plätschern eines kleinen Baches, diese Gelegenheit kam bestimmt nicht gleich wieder.

Den Stein als Deckung nutzend, schlich er um ihn herum. Gleich neben den Speeren stand ein Mann mit dem Rücken zu ihm und pinkelte in den Sand.

Den Dolch in der Hand näherte er sich und richtete sich genau hinter ihm auf, legte die Hand über dessen Mund und stieß den Dolch mit aller Wucht schräg von unten nach oben in die rechte Niere. Ein Aufbäumen ging durch den Körper des Kriegers und er versuchte zu schreien, aber Marc drehte den Dolch einmal nach rechts und einmal nach links in der Niere. Der Schmerz war so groß, dass die Stimme des Kriegers versagte, und mit einem seufzenden Geräusch entwich die Luft aus dessen Lungen.

Der Körper sackte in sich zusammen, obwohl dieser noch lebte, hatte der Hades ein neues Opfer gefunden.

Den Kopf des Sterbenden im Schoss, lauschte Marc in die Nacht. Nichts Verdächtiges konnte er hören, nur das leiser werdende Röcheln des Mannes.

Als ein letztes Zucken durch den Körper ging, legte er ihn auf den Boden und bat Mars darum, den Krieger bei sich aufzunehmen. Jetzt ließ auch die Spannung der letzten Minuten bei ihm nach und er atmete tief durch. Rüstungen und Schwerter von zwei Männern lagen auf dem Boden. Nun befand er sich im Vorteil, denn die beiden Späher hatten ihre schweren Waffen hier gelassen.

Er schleifte den Körper des toten Kriegers in die Deckung, die ihn geschützt hatte, streifte ihm den Brustharnisch ab und zog diesen an. Der Harnisch war etwas zu groß, würde aber für jetzt gut genug sein. Er schnallte sich das Schwert um und brachte alle Waffen in Deckung, dann nahm er einen der drei Speere mit und lief geduckt in Richtung Lager. Das Mondlicht reichte aus, um die Spuren im Sand zu erkennen.

Etwa ein Arpent weit vom Lager entfernt standen ein paar vertrocknete Büsche. Dorthin zeigten die Spuren. Langsam, auf allen Vieren oder flach auf dem Boden robbend und jede

kleine Deckung nutzend, bewegte er sich auf die Büsche zu.

Etwa zwei Arpent entfernt hinter einem Stein, der doppelt so groß wie sein Kopf war, hielt er an. Zwanzig Minuten verstrichen, ohne dass sich etwas änderte, dann aber konnte er eine winzige Bewegung ausmachen. Jetzt hieß es nur noch warten.

Den Speer legte er vor sich, und begann langsam unter seinem Körper eine Mulde auszugraben, dabei immer in Richtung des Busches schauend. Als ihm die Mulde tief genug erschien, begann er lautlos Sand über seinen Körper zu verteilen, bis nur der Kopf aus dem Sand ragte. Da der Stein ihm Deckung gab, war er nun für andere so gut wie unsichtbar. Marc bereitete sich auf eine lange Nacht vor. Durch viele Nächte auf Wache und Spähaufträge in seiner langen Dienstzeit war er darauf trainiert, ohne Schlaf auszukommen. Ihm ging durch den Kopf, wer die beiden wohl waren?

Die langen Helme ihrer Ausrüstung, die Schilde klein, rund der Brustharnisch, eine Art Kettenhemd, so etwas hatte er noch nie gesehen.

So, wie er die Waffen bewertete, konnten es nur erfahrene Kämpfer sein, und er durfte sie nicht unterschätzen.

Die Nacht glitt dahin, nach einer längeren Zeitspanne sah er die beiden Gestalten sich langsam von ihrem Versteck in seine Richtung schleichen.

Wie so oft geübt, kam all sein Training durch, automatisch verlangsamte er die Atmung und alle seine Sinne schärften sich. Seine Hände packten den im Sand verborgenen Speer fester. Die beiden Gestalten passierten ihn in etwa neun Fuß Entfernung.

Er zählte bis drei und erhob sich lautlos, die beiden Krieger zeichneten sich gegen das Mondlicht deutlich ab.

Marc hob den Speer und schleuderte ihn mit aller Kraft in Richtung des hinteren Mannes, gleichzeitig rannte er los.

Der Speer schlug mit verheerender Kraft ein, er traf den Körper kurz unter dem Hals, durchtrennte die Wirbelsäule und ragte fünf Fingerbreit aus seinem Brustbein heraus.

Der Krieger fiel mit einem dumpfen Stöhnen auf die Knie und kippte mit dem Kopf voran in den Sand.

Der zweite Mann drehte sich blitzschnell um, griff zum Gürtel, um sein Schwert zu ziehen, musste aber entsetzt feststellen, dass er dies ja oben bei den Steinen abgelegt hatte.

Dieser kurze Moment und die Tatsache, dass Marc noch im Flug des Speeres losgelaufen war, genügte, dass der Römer ihn schutzlos erreichte und sofort mit dem Griff des Schwertes an die Schläfe traf, wie ein gefälltter Baum ging dieser zu Boden.

Marc schnaufte mehrmals tief, beugte sich und lud sich den leblosen Körper auf die Schulter. Laut die Losung rufend, schritt er mit seiner Last in Richtung Lager.

Bald war er umringt von Legionären, die witzelten, ob er hier schon auf Beutezug nach Sklaven sei. Ohne darauf einzugehen, schleppte er den Mann vor das Zelt des Tribuns Tiberius und befahl, den beiden Wachen auf ihn aufzupassen.

Als Primus Pilus, also als höchster Centurio der siebten Legion, hatte er jederzeit Zutritt bei seinem Tribun.

Tiberius war noch wach und saß bei Kerzenlicht an einem kleinen Tisch. Er war völlig auf das Lesen einer Depesche konzentriert, sodass Marc sich räuspern musste, um seine Aufmerksamkeit zu erlangen. Mit müdem Blick sah der Tribun sich um. Marc salutierte und erzählte in

knappen Worten, was ihm in den letzten Stunden passiert war. Fertig gesprochen, wartete er auf die Reaktion von ihm. Tiberius zog die Augenbrauen hoch, fragte mit erstauntem Ausdruck: »Hier, in der Nähe unseres Lagers, drei Späher?«

Sich erhebend sah er seinen Centurio fragend an. Marc und Tiberius kannten sich schon viele Jahre und hatten in mehr als einer Schlacht Seite an Seite gekämpft. Der Tribun einen Meter sechzig groß mit leichtem Bauchansatz und lichtem Haar und der Centurio einen Meter siebzig, für einen Römer schon richtig groß, hager, braungebrannt mit dichtem schwarzem Haar, in dem in der Sonne schon ein paar graue Haare zu sehen waren.

Marc bewunderte die Besonnenheit seines Tribuns, seinen Verstand und die Treue zu seinen Männern. Tiberius bewunderte an Marc den Mut, die Kühnheit und die Selbstverständlichkeit, wie er sich für seine Männer einsetzte, ohne sich selbst zu schonen. Sie sahen sich beide besorgt in die Augen, denn erst heute Morgen hatte ihr Feldherr behauptet, dass der Feind auf der Flucht sei und sie ihn frühestens nach Überwindung der Wüste, in Resaina, treffen würden, über einhundert Meilen entfernt.

»Was machen die Späher also hier?«

Marc deutete mit dem Kopf in Richtung Eingang und sagte: »Wir sollten ihn einfach fragen.«

Sie gingen zum Eingang, mithilfe der beiden Wachen trugen sie den noch immer leblosen Mann ins Zelt und legten ihn auf eine Bank. Tiberius flüsterte einer der beiden Wachen etwas ins Ohr, dieser ging mit dem Zweiten schnell aus dem Zelt.

Marc betrachtete den Bewusstlosen genau, der Mann war sehnig, gut durchtrainiert, seine Hautfarbe war dun-

kel und er trug einen dichten Vollbart. Die Haare waren lang und tiefschwarz wie sein Bart, so sah also ein Partherkrieger aus. Der machte so nicht viel her, da hatte er in Germanien viel furchterregendere Krieger gesehen, riesige Recken mit Armen wie seine Schenkel.

Die beiden Wachen kamen mit einer Bank zurück, auf diese wurde der bewusstlose Mann nun gelegt. Es war keine gewöhnliche Bank, sondern eine Streckbank mit Handrädern und Seilen. Die Männer fesselten den Krieger an Händen und Füßen. Einer der Legionäre schüttete einen Eimer Wasser über ihm aus. Prustend und nach Luft schnappend erwachte der Krieger und zerrte wie wild an seinen Fesseln.

Seine dunkelbraunen Augen schauten verzweifelt um sich herum, sein Körper bäumte sich auf, aber die Fesseln ließen sich nicht abschütteln. Nach einer Weile beruhigte er sich, Marc trat zu ihm und schaute in seine Augen. Hass, abgrundtiefer Hass war darin zu sehen.

Im Zelteingang erschien einer der angeworbenen Einheimischen, ein Beduine, Tiberius winkte ihn heran.

»Frage den Mann, wo er her kommt und was er hier will!« Mit abgehackten und für Marc völlig fremden Worten übersetzte der Dolmetscher. Obwohl er die Sätze mehrmals wiederholte, konnte man nur das heftige Atmen des Gefangenen hören.

Der Beduine zuckte mit den Schultern und erzählte, dies sei ein Elitekrieger des Feldherren Surenas, was man an den fünf eintätowierten Punkten unter den Augen erkennen konnte.

Er glaubte nicht, dass der Krieger sprechen würde, denn sie waren an Schmerzen gewohnt. Tiberius sagte nichts, er nickte nur den Männern hinter den Windenrädern zu, diese begannen langsam daran zu drehen.

Knirschend strafften sich die Seile immer mehr, bis der Mann frei über der Bank schwebte. Der Schweiß lief ihm in Strömen über den Körper und er zitterte vor Anstrengung.

Die Augen hielt er geschlossen, aus seinem keuchenden Mund kamen dumpfe, leise Worte. Tiberius fragte den Beduinen, was er sagte, und dieser meinte, er bete zu seinem Gott. Die Legionäre drehten weiter an den Rädern, die Seile waren nun zum Zerreißen gespannt, der Krieger zitterte noch heftiger in seiner schwebenden Haltung.

Wieder redete der Beduine mit ihm, doch außer seinem gedrückten Gemurmeln konnte man nichts von ihm hören. Tiberius sah den Beduinen an, dieser schüttelte den Kopf. Ein kurzes Nicken und die Räder drehten sich weiter, man konnte nun sehen, dass die Legionäre jetzt ihre ganze Kraft einsetzen mussten.

Plötzlich gab es einen Ruck, die Seile hingen etwas durch, und der Gefangene stieß einen schrillen Schrei aus, er verdrehte die Augen und der Kopf fiel kraftlos zur Seite.

Der Mann war bewusstlos und seine Arme ausgekugelt, sie wurden nur noch von Muskeln und Haut gehalten. Der Tribun sah Marc an, dann gab er das Zeichen, den Mann zurück auf die Bank zu senken. Marc verabscheute Folter, sah aber ein, dass sie manchmal trotzdem notwendig ist. Als Krieger waren Tod und Schmerzen Teile seines Lebens. Tiberius und er traten vor das Zelt. Der Ältere sah ihn an.

»Was nun?«

»Warte!« Marc drehte sich um, ging zu dem Einheimischen und begann ihn auszufragen.

Nach einer Weile kam er zurück, mit einem Leuchten in seinen Augen. »Ich weiß, wie wir ihn zum Reden bringen!«

Gemeinsam gingen sie zurück ins Zelt, einer der Legionäre weckte den Gefangenen. Dieser stöhnte auf, seine Augen voller Schmerz und Hass richteten sich auf Marc. Der Beduine trat an seine Seite und redete wieder auf ihn ein, nach einer Weile sah man blankes Entsetzen in seinen Augen und er schüttelte ungläubig den Kopf. Mit starrem Blick begann er wieder zu beten. Marc zog grübelnd die Stirn hoch, mit seinem Dolch öffnete er die Hose des Mannes, ein kurzer Schnitt, ein spitzer Schrei und er hielt den Hodensack in der Hand. Das Blut pulsierte aus ihm heraus.

»Sag ihm, ich werde sie den Hunden zum Fraß vorwerfen, wenn er nicht redet!«

Mit panischem, allen Schmerz vergessenden Blick, begann der Krieger hastig zu sprechen.

Eine kurze Zeit später richtete sich der Beduine auf und machte eine Geste, als ob er sich die Kehle durchschneiden würde. Der Centurio griff nach dem Gladius eines Legionärs und stieß ihn in die Brust des Mannes. Ein kurzes Aufbäumen und der Tod kam.

Fast behutsam verschränkte Marc die Arme des Kriegers über dem Bauch und drückte ihm die Hoden in seine Hände, dann trat er zurück, nickte den Legionären zu und sagte: »Beerdigt ihn anständig, denn er war ein tapferer Krieger, seine Götter werden ihn gnädig empfangen!«

Nachdem die Leiche fortgeschafft war, setzte Marc sich an den Tisch und winkte den verwunderten Tribun zu sich. Tiberius sah ihn an. »Was war das?«

Der Centurio füllte zwei Gläser aus der Karaffe, die auf dem Tisch stand, prostete ihm zu und trank den Wein in einem Zug aus, um gleich wieder nachzufüllen. Jetzt setzte sich der Tribun mit fragendem Blick.

Marc schüttelte sich und winkte den Beduinen heran.

»Erzähle, was der Mann gesagt hat.«

»Surenas steht mit über achtzehntausend Reitern und einem Tross aus leicht bewaffnetem Fußvolk und Sklaven keine zwanzig Meilen von hier, in der Nähe von Carrhae!«

»Ist das wirklich wahr?«

Der Beduine nickte nur kurz.

»Dieser Mann hat nicht gelogen, dafür würde ich meinen Hals verwetten.«

Tiberius schickte den Übersetzer mit einer Handbewegung nach draußen, stützte seinen Kopf auf seinem Arm und grübelte, welche Auswirkung würde das auf den Feldzug haben?

»Marc, wir müssen zum Legaten, er muss entscheiden, was zu tun ist!«

Beide verließen das Zelt, winkten noch zwei Legionäre als Begleitung heran und marschierten in Richtung des Zeltes von Marcus Crassus.

Während sie liefen, fragte Tiberius: »Warum hat der Gefangene sofort geredet, wo er doch zuvor so hart und unbezwingbar erschien?«

Marc lächelte. »Alle Männer haben einen Schwachpunkt. Der Beduine hat mir gesagt, dass in seiner Religion der Krieger so wiederaufersteht, wie er beerdigt wird, und wer will das ohne seinen Hoden?«

Der Tribun lachte. »Ja, das Sein nach dem Tod macht schon vielen hier bei uns auf Erden zu schaffen!«

Angekommen am Zelt des Oberbefehlshabers, schickten sie eine der Eingangswachen zur Anmeldung hinein. Dieser kam nach kurzer Zeit wieder heraus und schüttelte den Kopf.

»Der Legat ist beschäftigt und möchte nicht gestört werden!«

Der Tribun schob den Wächter einfach zur Seite und betrat das Zelt. Wenig später hörte man einen heftigen und lauten Wortwechsel, kurz darauf erschien Tiberius mit hochrotem Kopf. Er hakte Marc unter und zog ihn förmlich mit sich.

»Was für ein arroganter Hurenbock, für zwei nasse Pforten ist der Rest der Welt gestorben!«

Marc sah ihn fragend an. »Wie? Was?«

»Ja, der feine Herr ist gerade mit zwei Mulattinnen beschäftigt, und solche unsinnigen Meldungen wie diese hätten Zeit bis morgen!«

»Lass uns schlafen gehen, so viel Dummheit ist einfach nicht zu übertreffen!«

Wütend stampfte er davon. Marc schlenderte zu seinem Zelt, zog die schmutzige, blutige Tunika aus, wusch sich, und legte sich auf seine Binsenmatte.

Die Arme hinter dem Kopf verschränkt, grübelte er noch eine Weile vor sich hin, und in seinem Bauch stieg langsam ein mulmiges Gefühl auf.

Kapitel 2

20. April 1915, Gulag 123

Sascha Iwanowitsch Ruskow lag auf seiner harten Holzpritsche und starrte an die schmutziggraue Decke. Das schwache Mondlicht, das durch das kleine vergitterte Fenster fiel, ließ nur vage Umrisse von draußen erkennen. Wie lange war er nun schon hier? Gestern hatte einer der Wärter Geburtstag gefeiert und Sascha, den die Gefängnisverwaltung zur Unterhaltung schon öfter angefordert hatte, trug Lieder, begleitet von seinem Akkordeon, vor.

Wenn er so zurückdachte, dann war dies wohl der Grund, warum er heute überhaupt noch lebte. In der letzten Zeit brachte man ihn fast einmal die Woche zu einer Feier. Die Wärter wollten hier in dieser Einöde am Ende der Welt auch ein bisschen Heimatgefühl haben. Das Gute für Sascha daran war der warme Raum und die Essensreste, die für ihn dabei abfielen, denn mit einem Kanten schimmeligen Brot und der undefinierbaren Wassersuppe am Tag konnte man bei diesen klimatischen und physischen Bedingungen nicht lange überleben. Sascha hatte in den letzten Jahren so viele Gefangene an Hunger, Kälte und Seuchen sterben sehen, dass er dem Tod ziemlich gleichgültig gegenüberstand.

Die Letzte der Feiern ging früher vorbei, ehe ihn seine Wärter abholten, verbrachte er mehrere Minuten allein im Direktorenzimmer.

Schnell alle möglichen Essensreste in seine Manteltaschen verstauend, konnte er auch eine alte Zeitung mitgehen lassen, darauf stand zwar die Todesstrafe, aber die gab es ja hier bei fast jedem Vergehen. Die Zeitung stammte vom 1. Januar 1915 und beim Entleeren der Latrinen las

er sie mit großen, erstaunten Augen ehrfürchtig durch. Die ersten Nachrichten nach fast drei Jahren, seit dem 1. August des vergangenen Jahres lag Russland im Krieg mit Deutschland und Österreich-Ungarn, Zar Nikolaus II missbrauchte immer noch seine Macht.

Saschas Haft dauerte also schon über sechs Jahre. Seit Oktober 1909 stand seine vertraute Welt Kopf. Jetzt wurde es wieder langsam Frühling, die Temperaturen fielen nicht mehr in die Minusgrade.

Sascha ließ die Zeit zurücklaufen ... Der 1. September 1909, ein warmer Herbsttag mit lauem Wind und herrlichem Sonnenschein in St. Petersburg. Der Duft von Sonnenblumen und Jasmin lag in der Luft. Olga und er schlenderten untergehakt auf der Promenaden-Allee die Neva entlang.

Olga hatte ihr weißes Sommerkleid an und spielte mit ihrem Sonnenschirm. Sie unterhielten sich über den Theaterbesuch am Abend und neckten sich.

Nach einem Kaffee in einem der Straßencafés verabredeten sie sich für den Abend im Foyer des Theaters.

Spät am Nachmittag lag Sascha, der große blonde Mann mit den stahlblauen Augen, in der gusseisernen Wanne in seinem Badezimmer und entspannte sich in dem warmen Wasser. Mitten im Schaum schlürfte er ein Glas Krimsekt und sang vor sich hin. Der Abend würde wunderbar werden.

Schon lange umgarnte er die schöne Olga, das Ziel seiner Wünsche. Heute Nacht sollten sich seine Träume erfüllen. Der Abend verlief wunderbar, der Tenor, Oleg Sarunien, begeisterte das Publikum mit seiner wunderbaren tiefen Stimme und das Publikum forderte drei Zugaben. Das Dinner nach der Oper, mit all den Größen aus Politik und Kunst, hinterließ bei Olga einen starken Eindruck.

Sascha, der viele der Adligen kannte, stellte sie Olga vor. Fasziniert schaute sie ihn an. Die junge Frau vom Land war naiv und all das begeisterte sie ungemein.

Als ein Mann von Welt mit dem Benehmen eines Gentleman hatte er leichtes Spiel, sie völlig von sich einzunehmen und am Ende des Abends war Olga unsterblich in ihn verliebt. Das Dinner ging kurz vor Mitternacht zu Ende, Sascha und Olga gingen zur Garderobe. Er half ihr in ihr rotes Cape, zog seinen leichten Sommermantel über den Smoking. Heftig winkend und laut pfeifend rief er eine der offenen Kutschen, die auf dem Opernplatz warteten, zu sich.

Olga hakte sich unter und kicherte leicht beschwipst vor sich hin, dann drehte sie sich um, sah ihn mit ihren großen braunen Augen schelmisch an, ohne ein Wort zu sagen, griff sie mit beiden Händen seinen Kopf und küsste ihn heftig auf den Mund.

Sascha war zu überrascht, um den Kuss zu erwidern. Er reichte ihr die Hand, führte sie zur Kutsche und öffnete die Tür. Um ihr in die Kutsche zu helfen, umfasste er ihre Hüften, und hob sie hoch. Ein Zittern ging durch ihren Körper, Sascha konnte ihre Erregung deutlich spüren. Als sie beide saßen, setzte der Kutscher das Pferd mit einem Peitschenknall in Bewegung. Sascha umfasste die junge Frau und zog sie zu sich heran.

Olga verbarg ihren Kopf an seiner Brust und begann aufgrund ihrer Gefühle hemmungslos zu weinen.

Es war ihm unmöglich, sie zu beruhigen, obwohl er sie streichelte und sanft ihr Ohr küsste, dauerte es eine Ewigkeit, bis er mit ihr reden konnte.

Sie blickte auf, sagte: »Oh, Sascha, ich liebe dich so sehr, aber ich bin noch nie mit einem Mann zusammen gewesen und ich habe solche Angst, dass ich alles falsch mache.«

Sascha nahm sie in den Arm. »Man kann nichts falsch machen, wenn man sich liebt!«

Dann küsste er sie auf ihren schönen sinnlichen Mund. Sich küssend und streichelnd fuhren sie zu Saschas Haus. Dort angekommen, half er ihr aus der Kutsche und gab dem Kutscher ein reichliches Trinkgeld zum normalen Droschkenlohn. Sich heftig bedankend und ihn in seine Gebete einschließend, fuhr dieser ab.

Sascha griff nach ihrer Hand und sie schlenderten durch den Park, der das Haus umgab. An dem kleinen Brunnen hielten sie an, setzten sich auf den Rand und schauten in den Mitternachtshimmel.

Tausende Sterne leuchteten auf sie herab, der laue Wind brachte einen Duft von Veilchen und Rosen mit sich.

Olga drehte ihren Kopf zu ihm. »Oh, Sascha, mach mich heute zu deiner Frau!«

Er küsste sie sanft auf die Stirn, dann gingen sie gemeinsam ins Haus ...

Ein lautes Gepolter vor seiner Zellentür riss ihn unsanft aus seinen wunderbaren Träumen. Die Tür ging mit einem quietschenden Geräusch auf, einer seiner Mithäftlinge wurde auf einer Trage hereingebracht, die Wärter kippten ihn einfach wortlos von der Trage auf den Boden und verließen eilig den Raum.

Die Tür fiel ins Schloss und man hörte den Schließmechanismus zuschnappen. Sekunden verflossen, die Schritte der Wärter wurden immer leiser, jetzt erst sprangen Sascha und seine anderen beiden Mithäftlinge auf und hoben den bewusstlosen Igor Selkow auf seine Pritsche. Der Gefangene war steif wie ein Brett, völlig unterkühlt und sein Körper von einer dünnen Eisschicht überzogen. Sie holten alle ihre verschlissenen alten Decken und wickelten ihn darin ein.

Mehr konnten sie im Augenblick nicht tun, diese Nacht würden sie frieren müssen und hoffen, dass Igor die Nacht überlebte.

Sascha wusste, was passiert war, denn er hatte diese Bestrafung schon am eigenen Leib erlebt. Der Direktor nannte es ironisch den »Korsackentanz«, je nach Temperatur konnte man ihn überleben oder sterben. Die arme Kreatur, die zur Bestrafung geschafft wurde, musste sich entkleiden und wurde nackt auf den Hof geführt.

Dort musste sie eine ganze Stunde vor dem Fenster des Direktors auf- und niederhüpfen. Brach man vor Ende der Stunde zusammen, stand ein Eimer Wasser auf dem Herd bereit, um »das Tanzbein wieder in Schwung zu bringen«, wie die Wärter höhnisch sagten.

Der Gefangene wurde mit dem heißen Wasser übergossen und wieder auf die Beine gestellt, damit er weiter hüpfte. Im ersten Moment kam die warme Dusche der armen Kreatur wie eine Wohltat vor, aber je nach Temperatur, die gerade herrschte, konnte es tödlich enden.

Der unterkühlte Körper gab nicht genug Wärme ab und der Gefangene gefror innerhalb von Sekunden zur Eissäule und kippte unkontrolliert in den Schnee. So blieb er liegen, bis die Stunde vorbei war. Sascha stand bei seiner Stunde das Glück zur Seite, er kam ohne dem Eimer aus und da die Temperatur damals nur minus fünf Grad betrug, schaffte er es durchzuhalten. Igor hatte dieses Glück scheinbar nicht gehabt und so war es fraglich, ob er morgen aufwachen würde. Sascha rollte sich zusammen und betete leise vor sich hin.

Am Morgen wachte er mit steifen Gliedern auf, eine Dampfwolke entwich seinem Mund. Hüpfend und mit den Armen schlagend brachte er den Kreislauf in Schwung, um

etwas Wärme in seinen unterkühlten Körper zu bringen. Sein Blick fiel auf Igor Selkow, sofort wurde ihm klar, dass niemand seine inständigen Gebete gehört haben konnte. Er weckte die anderen beiden Mitgefangenen auf und sie begannen, ihre zerschlissenen Sachen mit denen, die der Tote anhatte und die besser als ihre waren, zu tauschen.

Igor würde es auf seiner letzten Reise egal sein. Oleg Roskows Mantel war dünner und nur noch ein Fetzen, Boris Ilanovskie hatte keine Wintermütze mehr und Saschas Stiefel waren ohne Sohlen, nur mit Lappen umwickelt, wechselten nun den Mann.

Es blieb noch Zeit für ein kurzes Gebet, dann ging die Tür auf und sie mussten raus zum Morgenappell.

Im Gulag 123 waren immer so zwischen fünf- bis sechstausend Gefangene untergebracht. Die durchschnittliche Lebenserwartung lag bei zwei bis drei Jahren, nur die Glücklichen, die wie Sascha irgendwie an zusätzliche Nahrung gelangten, überlebten länger. Das Lager, auf einer Insel gebaut, konnte man nur mit dem kleinen Schiff, welches aus Archangelsk kam, erreichen. Von Oktober bis April gar nicht, denn da waren sie nur von Schnee und Eis umgeben.

Die Temperaturen fielen im sibirischen Winter öfter bis unter minus fünfzig Grad.

Die Holzbaracken waren von den Häftlingen mit vielen Opfern selbst auf den gestampften Lehm Boden erbaut worden.

Eine Baracke maß fast hundert Meter und hatte einen Mittelgang. Auf beiden Seiten waren die Zellen drei mal drei Meter, mit je zwei Doppelstockpritschen.

Die Zellen sollten eigentlich nur vier Mann beherbergen, doch bei zu vielen Gefangenen wurden noch zwei dazu gepackt, deren Überlebenschance im Winter auf dem gefro-

renen Boden gleich Null war, sodass sich die Überfüllung meist von selbst erledigte.

Am Ende und am Anfang jeder Baracke saß je ein Wachposten. Jeder Posten hatte einen Tisch, einen Stuhl und – das Wichtigste im Leben aller Gefangenen –, einen Ofen. Deshalb waren jene Zellen in der Nähe der Posten der Traum aller Gefangenen und mit allen Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen, versuchten sie einen »Platz an der Sonne« zu erhaschen, denn im sibirischen Winter war es für das Überleben sehr wichtig, in welcher Entfernung sich der Häftling vom dem Kanonenofen befand. Nach seiner Deportation versuchte Sascha verzweifelt, den Direktor davon zu überzeugen, dass er unschuldig verhaftet worden war.

Das Gericht in St. Petersburg hatte ihn wegen Hochverrats und Konspiration gegen den Zaren zu fünfzig Jahren Arbeitslager verurteilt. Er selbst wusste keinen Grund für diese Verurteilung. Wie jeder, den er kannte, hatte auch er schon mal Witze über Väterchen Nikolaus gemacht, aber ein Verräter und Verschwörer, nein, das war er nicht. Er war immer nur ein Architekt gewesen, mehr nicht. Damals wurde in dem Verhör auch nur nach Professor Iwan Iwanowitsch Burtschow gefragt und alles, was er sagen konnte, war dass er ihn kannte und den Professor zweimal in Moskau getroffen hatte, bis dieser dann von einem Tag auf den anderen spurlos verschwand.

Die Untersuchungsbeamten notierten das alles kurz, nickten und verließen den Raum. Drei Tage ließ man ihn dann in einer dunklen Zelle schmoren. Am vierten Tag wurde er von zwei Gefängniswärtern abgeholt und über den Hof zu einem wartenden Wagen gebracht. Er konnte noch heute den warmen Herbstwind von damals spüren und die Hoffnung, dass sich jetzt alles als Irrtum herausstellen würde. In

Handschellen kam er zusammen mit seinen beiden Bewachern im Gericht an. Im Gerichtssaal musste er niederknien und das Urteil wurde sofort verlesen, dann fuhr ihn derselbe Gefängniswagen ohne Umwege direkt zum Bahnhof.

Noch heute war er geschockt, wenn er daran dachte: keine Verhandlung, keine Verteidigung, keine Fragen, einfach nichts! Nach einer endlosen Fahrt in Viehwaggonen, in denen dann unzählige der Gefangenen den Tod durch Hunger, Durst und Kälte fanden, kamen sie in Irkutsk an. Der Winter brach herein, eisig und bitterkalt. Die Temperaturen lagen zeitweise bei minus dreißig Grad.

Als sie ankamen, mussten als Erstes die erfrorenen Häftlinge von ihnen begraben werden – kein Leichtes bei der gefrorenen Erde. Sascha hatte Glück und konnte einen warmen Pelzmantel von einem der Opfer ergattern.

In dreckigen Baracken warteten die Gefangenen dann, dass der Fluss wieder auftaute. Im Frühling begann für sie die Überfahrt mit dem Schiff nach Yakutsk. In stinkenden Laderäumen zusammengepfercht, waren sie nun schon Wochen unterwegs.

In dem Lager angekommen, wurden sie neu aufgeteilt und Sascha fuhr mit einem kleineren Schiff weiter auf einem schmaleren Fluss, ostwärts.

Ende Mai 1910 kam er im Gulag 123 an. Die wenigen warmen Sachen, die er noch besaß, wurden ihm dort sofort abgenommen. Der Direktor, ein kleiner fatter Mann mit kleinen braunen Schweinsaugen, machte ihm gleich nach Einsicht in seine Akte klar, dass er ein sehr schwerer Fall sei und er keine Chance habe, vorzeitig entlassen zu werden. Fünfzig Jahre und Sascha wusste bei Gott nicht warum.